

Nr. 82. Bromberg, den 6. Mai 1926.

Die gläserne Welt.

Roman von Otfried v. Hanstein.

(12. Fortsetzung.)

Der Oberingenieur hatte das Auto schon bestellt. Zwei Männer nehmen Ulrich auf und tragen ihn die Treppen hinunter.

Der Kommerzienrat geht wieder in sein Zimmer. Er will nur Hut und Pelz nehmen und dann in seine Wohnung hinüber.

Da sieht er Werner die Treppe hinaufstürmen.

„Junge, was ist?"

„Vater, was hast du getan?"

„Ich? Nichts. Ihr ängstigt euch wohl. Ich habe die Nacht hier in diesem Zimmer verbracht, bin eingeschlafen. Freu dich, Junge, mit mir! Zum ersten Mal habe ich geschlafen. Nun sind ja die Sorgen vorüber."

Der Sohn starrt ihn an. Er begreift nicht, er versteht nicht. Seine bebende Hand hält die Zeitung, die er gekauft. Und der Vater steht da mit ruhigem, lächelndem, zufriedenem Gesicht und spricht von seinem ruhigen Schlaf.

„Aber Vater, wie konntest du nur! Es war doch alles gut! Wie konntest du so zusammenbrechen! Nun sind die Hölderlinwerke bankrott!"

Der Vater fährt auf.

„Was soll das heißen, Junge, bist du verrückt?"

Werner braust auf.

„Da lies. Da steht's in der Zeitung."

„Was steht in der Zeitung."

„Dein wahnsinniges, geradezu frivoles Geständnis."

„Welches Geständnis?"

„Deine Rede im Rundfunk."

„Was für eine Rede im Rundfunk? Zum Donnerwetter, Junge, gib her. Was steht denn da in dem Wisch?"

Er reißt Werner das Blatt aus der Hand, liest die Sensationsüberschrift. Starrt auf die Zeilen, fängt an zu zittern und sinkt in den Sessel. Seine Lippen lallen:

„Wer — wer — wer hat das geschrieben?"

„Du, du hast's diese Nacht in den Rundfunk geschrien."

„Unsinn, ich habe geschlafen, hier in diesem Sessel ganz fest geschlafen. Habe mich um halb zwölf von Herrn Bernhardi und den anderen verabschiedet. Wir schieden in bester Freundschaft. Dann ging ich noch einmal hier in dieses Zimmer hinauf, weil ich zu nervös war, um gleich drüben mich in das Bett zu legen, und da schlief ich ein."

„Nein, Vater, du schliefst nicht ein. Da muß plötzlich eine geistige Störung . . ."

Hölderlin fährt auf.

„Junge — Junge —"

„Wie ist es sonst anders nur zu erklären? Das, was hier steht, hast du, du selbst in dieser Nacht um halb eins ganz laut in den Rundfunk gerufen. Ich habe heute früh diese Zeitung gekauft. Ich glaubte an irgendein freches Reportermanöver. Ich war auf der Redaktion, man hat mir's gesagt. Ganz laut hast du's in den Rundfunk gerufen. Du, Vater, deine Stimme. Auf allen Zeitungen ist's ja gehört. Ich war auf sechs Redaktionen. Überall ist dasselbe gehört worden. Ich war im Hotel Exzelsior. In allen zweihundert Zimmern hat mitten im Rundfunkkonzert, gleich nach der ersten Nummer, deine Stimme, Vater, hörst du es, deine Stimme genau diese Worte aus dem Schalltrichter geschrien. Ein furchtbarer Tumult war in dieser Nacht. Bis morgens früh Versammlung der Aktionäre. Es ist alles verloren. Jeden Augenblick wird die Staatsanwaltschaft kommen. Vater, Vater, wie war es nur möglich?!"

Totenbleich lehnt der Kommerzienrat ihm gegenüber im Sessel. Seine Glieder zittern, seine Lippen lallen.

„Ich, ich, gedacht hab ich's wohl, Gewissensbisse habe ich gehabt, und in meinen Gedanken war ich voller Selbstvorwürfe, aber gesprochen, heiliger Gott, so wahr ich lebe, ich weiß es genau, ich habe nicht gesprochen Und wenn ich's gesprochen hätte, ist hier ein Aufnahmeapparat? Und dieses Zimmer habe ich doch nicht verlassen, bin gar nicht oben im Rundfunk gewesen, weiß nur, daß vorhin der Oberingenieur mir gemeldet, daß das Konzert programmäßig verlaufen, daß aber Herr Gerlach erkrankt sei. Hätte ich in den Rundfunk gesprochen, der Oberingenieur, die Musiker hätten es wissen müssen. Herr Gott des Himmels, warum ist Gerlach jetzt krank? Ich verstehe nicht, ich begreife nicht!"

Die Tür wird geöffnet und einige Herren treten ein.

„Herr Kommerzienrat Hölderlin?"

Hölderlin versucht aufzustehen, vermag es nicht, seine Knie brechen wieder zusammen und schwer fällt er in den Sessel zurück.

„Kriminalkommissar Doktor Heitmüller. Ich habe Sie um verschiedene Aufklärungen zu bitten. Wer ist dieser Herr?"

„Ich bin der Sohn und Prokurist meines Vaters, Werner Hölderlin."

„Ich bitte auch Sie, zu bleiben."

Hinter dem Kommissar treten sechs andere Herren ein. An ihrer Spitze Direktor Bernhardi von den Hamburger Telefunkenwerken, der Führer der Opposition, den Hölderlin gestern mit Aufbietung aller Überredungskraft erst für sich gewonnen.

„Ein Glas Wein, meine Herren, ich bin vollkommen erschöpft und —"

Er lächelt bitter.

„— Ich glaube, es ist am besten, Sie bestellen mir gleich eine Zelle im Irrenhaus."

Er springt auf.

„Wahnsinn, meine Herren, Wahnsinn ist ja das alles!"

Der Kommissar hat ein Lächeln um seinen Mund.

„Ich bitte, Herr Kommerzienrat, Sie werden doch nicht versuchen, den wilden Mann zu spielen. Sie haben gestern nacht im Rundfunk eine offene Beichte abgelegt. Immerhin, es ist ein Zeichen anständiger Gesinnung, daß Sie den Betrug, den Sie am Vormittag der Generalversammlung gegenüber verübten, nicht aufrecht hielten. Ich erwarte, daß Sie auch jetzt uns die Arbeit erleichtern und uns klare Erklärungen abgeben."

Der Kommerzienrat hat jetzt soviel Kraft, sich aufzurichten.

Das klägliche Bild eines zerrütteten, niedergebrochenen Mannes steht vor den Herren.

„Ich weiß nicht, was geschehen ist. Ich gebe Ihnen mein heiliges Ehrenwort, daß ich in dieser Nacht keine Silbe in den Rundfunk gesprochen habe."

Der cholerische Herr Bernhardi drängt sich vor.

„So wollen Sie leugnen? So ist das alles nicht wahr? Beweise, Herr Kommerzienrat, Beweise. Wir lassen uns nicht mehr mit ein paar Flaschen Sekt und mit schönen Reden düpieren. Wir verlangen Einsicht in die Bücher, wir verlangen reinen Wein, wir —"

Über Kommerzienrat Hölderlin ist eisige Ruhe gekommen.

Seine Stimme klingt leise, aber fest.

„Nein, meine Herren, ich leugne es nicht, es ist leider wahr, was dort in der Zeitung steht, ich habe gestern früh optimistisch gesprochen, allzu optimistisch, aber ich tat es, weil ich bestimmt hoffte, daß wir uns hätten sanieren können. Dann saß ich in diesem Zimmer allein. Sie hören, meine Herren, ich gebe alles zu, vernichten Sie das Werk meines Lebens, bringen Sie mich ins Gefängnis, aber helfen Sie mir dazu, wie es möglich ist, daß meine Gedanken — hören Sie, meine Herren, meine Gedanken, die ich hier in diesem Zimmer ganz allein und von Gewissenbissen gequält für mich gedacht habe, daß sie in die Welt ausposaunt wurden, denn so wahr ich hier vor Ihnen stehe, ich habe kein Wort gesprochen, und hier ist kein Aufnahmeapparat, und oben, der Oberingenieur wird es bestätigen, war die ganze Stunde ununterbrochen Konzert."

Er bricht wieder in dem Sessel zusammen und verbirgt seinen Kopf in den Händen.

Der Kriminalkommissar wendet sich an die Herren.

„Sehr seltsam. Wir wollen den Herrn Oberingenieur rufen."

Bernhardi wirft dazwischen:

„Gleichgültig. Die Hauptsache ist, daß er auch jetzt gesteht."

Werner fährt auf.

„Ich verbiete Ihnen, Herr Bernhardi, meinen Vater wie einen Verbrecher zu behandeln."

Der Kommissar hebt die Hand.

„Ruhe, meine Herren, wir müssen klar sehen. Dort kommt wohl der Herr Oberingenieur."

„Oberingenieur Aumüller."

„Sie haben von den Geschehnissen während des Rundfunkkonzerts in der Nacht gehört?"

Der Oberingenieur hat ein verwundertes Gesicht.

„Ich weiß nichts von Geschehnissen. Ich selbst war nicht im Hause."

„Wer sonst?"

„Nur unser jüngster Ingenieur, Herr Gerlach."

„Wo ist dieser Herr Gerlach?"

„Wir fanden ihn heute morgen schwer erkrankt und in hochgradigem Fieber und haben ihn soeben in das Sanatorium des Geheimrats Milanius gebracht."

„So wissen Sie nicht, was während des Konzerts geschehen? Wissen Sie vielleicht, wann Herr Kommerzienrat Hölderlin seine Rede gehalten hat?"

Der Oberingenieur ist noch erstaunter.

„Seine Rede? Hier, Herr Kapellmeister Winkelmann hat die Folge der Musikstücke genau aufgeschrieben. Von zwölf bis zwanzig Minuten nach zwölf spielten die Herren Mendelssohn und Meißner. Von zwölf Uhr zweiundzwanzig bis zwölf Uhr dreißig spielte das Orchester einen Marsch. Von zwölf Uhr zweiunddreißig bis zwölf Uhr fünfundvierzig ein Operettenpotpourri und von zwölf Uhr sechsundvierzig bis ein Uhr wieder die Herren Mendelssohn und Meißner. Von einer Rede weiß ich nichts."

Der Kommissar unterbricht.

„Hat der Kapellmeister Telephon? Dann lassen Sie bitte sofort verbinden."

Der Oberingenieur tut es selbst.

„Bitte, der Kapellmeister ist am Apparat."

Nach kurzer Zeit wendet der Kommissar sich zu den Herren:

„Höchst seltsam, der Kapellmeister bestätigt, daß er ununterbrochen musiziert habe, und daß durchaus keine Rede gehalten worden sei."

Herr Bernhardi fährt wieder cholerisch empor.

„Dann haben also wir alle zweihundert und die sämtlichen Redaktionen der Berliner Zeitungen in dieser Nacht eine Rede gehört, die gar nicht gehalten wurde?"

Er hält inne, denn selbst er erschreckt vor dem fast gespenstisch entsetzten Gesicht des Kommerzienrats. Der ist wieder aufgestanden und lallt:

„Meine Gedanken haben Sie gehört, meine Gedanken sind in alle Welt hinausposaunt worden. Ich weiß genau. Diese Worte flogen mir durch das Hirn. Meine Gedanken, Herrgott im Himmel! Wie ist es möglich, meine Gedanken, meine Gedanken!"

Er bricht wieder zusammen und niemand vermag sich dem Unfaßbaren dieses Augenblicks zu entziehen, der Wahrheit dieser in tiefstem Leid eines Menschenherzens gelallten Worte.

*

Morgen im Sanatorium.

Ein festlicher Morgen.

Der sechzigste Geburtstag des Geheimrats Milanius. Von frühester Stunde an kommen Gratulanten und Blumenspenden.

Isolde, seit dem Tode ihrer Mutter die Repräsentantin des Hauses, hat unermüdlich zu tun, um den Eingang der Spenden und Glückwünsche zu ordnen. Erika ist draußen im Garten.

Die Unruhe trieb sie hinaus. Das Tor wird weit geöffnet und ein Krankenautomobil kommt vorsichtig herein. Weichherzig ist Erika, jener Kranke tut ihr so leid.

Unwillkürlich steht sie dabei, wie der begleitende Sanitäter dem Unterarzt meldet:

„Eine Empfehlung von Kommerzienrat Hölderlin. Dieser Herr, den wir hier bringen, ist plötzlich erkrankt. Schweres Fieber. Herr Kommerzienrat bittet um Aufnahme, selbstverständlich auf Kosten der Hölderlinwerke."

Die Krankenträger nehmen die Bahre und tragen sie in das Haus.

Erika tritt an den Sanitäter.

„Ein Unglücksfall?"

„Eine plötzlich Nervenerkrankung, eine Überanstrengung."

„Einer der Arbeiter?"

„Unser jüngster Ingenieur. War immer schon schwächlich. Ein Herr Gerlach."

Der Mann geht zu seinem Auto zurück und hat nicht gehört, wie die kleine Erika aufschreit.

„Gerlach, Ulrich Gerlach?!"

Sie schleicht sich in das Haus. Weiß, daß der Vater das nicht erlaubt, aber ihr Herz zittert vor Angst. Sie muß wissen, — sie muß den Unterarzt fragen

*

Geheimrat Milanius sitzt in seinem Zimmer. Seit frühem Morgen mußte er sich die Fülle der Glückwünsche gefallen lassen. Am Nachmittag wird eine große wissenschaftliche Deputation erwartet mit ehrenden Anerkennungen. Seine Geburtsstadt wird ihn zum Ehrenbürger ernennen. Jetzt hat er schnell den täglichen Rundgang beendet und steht in seinem Arbeitszimmer. Einen Augenblick Ruhe und Muße. Unwillkürlich greift er zur Zeitung. Er sieht fettgedruckte Zeilen.

„Sensation. Die Hölderlinwerke vor dem Konkurs. Aufsehenerregendes Geständnis des Kommerzienrats Hölderlin durch den nächtlichen Rundfunk."

Er setzt sich und liest.

Er ist erschüttert. Er kennt den Kommerzienrat Reinhold Hölderlin fast seit dreißig Jahren. Was muß in dem Manne vorgegangen sein. In diesem festen, energischen Mann, daß er also zusammenbrach!

Ein Schauer überläuft ihn. Hat nicht vorgestern abend noch Werner Hölderlin um seine Isolde geworben?

Er zuckt zusammen. Er streicht sich über die Stirn. Er denkt nach und ein Gefühl seltsamen Selbstbewußtseins steigt in ihm auf. Saß er nicht vorgestern abend im Wintergarten der Villa dem Kommerzienrat gegenüber und las nicht er, er selbst damals in den Augen des Kommerzienrats das, was jetzt hier in der Zeitung stand. War es möglich, besitzt er einen solchen erkennenden Blick, hat er wirklich vorgestern dank seiner Gabe als Nervenarzt dem Kommerzienrat bis in das Herz gesehen?

(Fortsetzung folgt.)

Das Amulett.

Skizze von **Hans von der Lippe.**

In einem der alten Häuser, die am Johannisbollwerk in Hamburg mit müden und gebrechlichen Gesichtern dem Hafen zugekehrt stehen, hatte ein Antiquitätenhändler seinen Laden.

Ich besuchte ihn manchmal, plauderte mit dem weißhaarigen verwuckerten alten Herrn und wühlte in seinen Schätzen.

Wenn man die Tür des Ladens hinter sich schloß, dann schrumpfte der betäubende Lärm, das Tuten, Rauschen, Fauchen, Hämmern und Dröhnen des Hafens und seiner Werften zu einem fernen, dumpf verworrenen Geräusch zusammen. Man war mit einem Male in die engen Grenzen einer ganz besonderen und merkwürdigen Welt eingefangen, man war jäh abgeschnitten von der klopfenden Lebendigkeit da draußen. Es roch muffig und modrig, nach altem Leder, nach eingetrocknetem Lack, nach getragenen Kleidern, nach wurmstichigem Holz, und dazwischen waren allerlei unbekannte und fremde Gerüche. Man fühlte sich erdrückt von der Masse des bunten, exotischen Gerümpels, das in der schwach erhellten Stube auf Tischen und Stühlen aufgestapelt lag oder wirr von der Decke herabhing. Aber bald änderte sich der Eindruck. Man gewöhnte sich an die Dämmerung, und die Dinge gewannen Form, Sprache und Leben. Die Stube wurde zum Parlament der Welt.

Herrgott, was gab es da zu betrachten, zu bestaunen, zu betasten . . . ein bunter Zauber, aus dem Reichtum fremder Erdteile geschöpft, von Seeleuten mitgebracht und in der Heimat verkauft. Wenn man diese Dinge betrachtete und be-

tastete, dann weiteten sich die Grenzen der muffigen Stube und griffen um alle Völker und Länder. Wild aufgescheucht entflog die Phantasie.

Ich war eines Tages in diesen Laden getreten, um mir eine Gemme oder einen Skarabäus zu kaufen. Ich wühlte in dem Kasten, in dem viele hunderte geschnittene Steine lagen, und betrachtete ab und zu prüfend einen Stein, der mir durch besondere Schönheit auffiel.

Neben mir verhandelte der Antiquitätenhändler mit einem Janmaaten, der ein paar buntschillernde Papageienbälge, die er aus Honolulu oder Indien mitgebracht haben mochte, verhökern wollte.

Mit einem Male griff der Seemann nach meinem Arm, so heftig, daß ich erschrak.

Ich hielt gerade einen prachtvollen, blutroten, in Kreuzform geschnittenen Karneol in der Hand, der in der Mitte den wunderbar zart modellierten Kopf einer ägyptischen Göttin trug. Der Stein, offenbar ein Amulett, war ziemlich groß und hing an einer goldenen Schnur, ein auffallendes und sicher wertvolles Stück. Es lag kühl auf meiner Hand, wie aus gefrorenem Blut herausgeschnitten.

Ich schaute dem Matrosen oder Steuermann, der mich so heftig angefaßt hatte, ins Gesicht. Das war bleich, die weitgeöffneten Augen blickten stier auf den Karneol, und seine Lippen bebten.

„Mein Gott," rief ich, „was ist Ihnen?"

Der Seemann, ein kräftiger Bursche von etwa dreißig Jahren, mit strohblondem Haar, blauen Augen und braun verbrannter Brust, erwachte aus seiner Betäubung. „Entschuldigen Sie", murmelte er mit einem starren Lächeln. „Ich habe den Stein, den Sie in der Hand halten, schon einmal gesehen!"

„Wo?" rief der Händler rasch und erstaunt und griff nach dem Stein, um ein Zettelchen zu betrachten, das an der goldenen Schnur befestigt war. „Dieses Amulett habe ich... warten Sie einmal", er hob den Zettel dicht an seine Brillengläser, „ich habe den Stein vor sechsundzwanzig Jahren gekauft."

Der Seemann schüttelte den Kopf. Ich spürte, wie es hinter seiner braunen, eckigen Stirn arbeitete. Seine Stimme klang verstört.

„Es ist kaum ein Jahr her, daß ich den Stein gesehen habe!" Er griff nach dem blutroten Karneol und betrachtete ihn lange und aufmerksam. Ein Grauen schien ihn zu packen, dann wiederholte er: „Es ist genau derselbe Stein".

„Das ist unmöglich", beharrte der Händler. „Das Amulett ist nicht aus meinem Laden herausgekommen. Es war vielleicht eine ähnliche Arbeit, die Sie gesehen haben."

Der Matrose entgegnete langsam, die Worte mühsam aus erregter Seele herausholend: „Ich habe ihn ja auch nicht in Wirklichkeit gesehen... oder nein... es war doch Wirklichkeit! Es war genau derselbe Stein, genau dieselbe Schnur!" Der Schweiß rann ihm in Perlen von der Stirn. Die goldene Schnur mit dem blutroten Stein zitterte zwischen seinen dicken, braunen Fingern. Ehe ich ihn fragen konnte, fing er an zu erzählen, schwerfällig, stockend, hart um den Ausdruck ringend, als sei er noch immer voller Staunen und Schreck über das, was ihm geschehen war. Der kleine weißhaarige Antiquitätenhändler hörte reglos, mit vorgestrecktem Kopfe zu.

„Ich will es Ihnen sagen... es ist eine merkwürdige Sache. Es ist vielleicht ein Jahr her, da fuhr ich auf einer Dreimastbark von Hamburg nach der afrikanischen Westküste. Ich stand als Ausguck auf der Back, aber die Nacht war schwarz und dick wie Pech, und ich konnte nicht die Hand vor Augen sehen. Eine steife Brise stand in den Segeln, und wir machten gute Fahrt. Wie ich so auf der Back stand und der Wind gleichförmig stark in die Segel blies und ich mir allerhand Gedanken machte, da spürte ich mit eins einen kalten Luftzug hinten am Hals, als wenn jemand mich mit einer eisigen Hand gepackt hätte. Ich drehte mich um und sah, wie vom Großmast her eine Wolke von dunstigem Licht herankam, ein leuchtender Nebel, ganz langsam auf mich zu. Und wie das bleiche Licht ganz nahe bei mir war, da sah ich meinen alten Vater, der Steuermann bei dem gleichen Reeder gewesen und vor zwanzig Jahren gestorben war, wie ein Gespenst mitten in dem Lichte stehen, und auf der nackten Brust hatte er an einer goldenen Schnur den roten Stein, den ich hier in der Hand halte. Erst glaubte ich, mein Vater hätte eine blutende Wunde auf der Brust; aber dann erkannte ich alles genau, die Kreuzform, das Gesicht, die Farbe rot wie Blut, die goldene Schnur. Wie ich entsetzt dastehe und mir das Haar unter der Mütze vor Angst in die Höhe geht, da spricht mein Vater ganz dumpf und langsam: „Wirf das Lot, Christian, wirf das Lot!" Und dann war mit eins alles verschwunden: der leuchtende Nebel, das Gespenst und der rote Stein. Ich dachte, ich hätte im Wachen geträumt und schaute wieder nach vorn, aber das Herz klopfte mir mächtig, und in meiner Kehle saß eine schreckliche Angst. Als kaum fünf Minuten herum waren, da packte mich wieder die eiskalte Hand im Genick, und wie ich mich umsah, kam mein Vater mitten in dem bleichen Licht, durchsichtig wie trübes Glas, so daß ich hinter ihm den Großmast ganz deutlich erkennen konnte, und mit dem blutroten Stein auf der nackten Brust, wie das erstemal langsam auf mich zu und sagte dumpf und klagend: „Wirf das Lot, Christian!" Da bin ich, am ganzen Körper zitternd und mit dickem Schweiß auf der Stirn, nach achtern gerannt und habe den Kapitän geweckt. Der hat zwar geflucht, aber wir haben doch das Lot geworfen und uns dann mächtig erschrocken angesehen. Denn wir hatten man bloß sieben Faden Tiefe, und als wir das Lot zum zweitenmal warfen, da hatten wir man bloß noch vier Faden Tiefe, und gleichzeitig hörten wir ein fernes, dumpfes Tosen und Brausen. Da drehten wir schweigend, ohne daß wir uns ins Gesicht sahen, bei, und als der Morgen kam, da erkannten wir, daß, dicht unter Land, wir bei den schrecklichen Felsen nördlich von Cap Negro standen, an denen sich die See in gewaltigen und gefährlichen Brandungen bricht, anstatt zwanzig Meilen davon weg auf hoher See, wie wir meinten..."

Der Matrose schwieg eine Weile. Er blickte stier auf das Amulett in der Hand und sagte mit geheimem Grausen: „Und das ist, so wahr ich an Gott glaube, das Halsband, das mein Vater auf der nackten Brust trug, als er mir erschien."

„Wie heißen Sie?" fragte der Händler rasch, indem er ein altes Kontobuch aufschlug.

„Christian Petersen", war die Antwort.

Der Händler blickte in sein Buch, sein magerer Zeigefinger, der über die Seiten hinfuhr, blieb plötzlich stehen. „Ihr Vater hieß Jakob, nicht wahr? Jakob Petersen?"

„Ja", sagte der Matrose überrascht.

„Sehen Sie her!" rief der Händler verblüfft. „18. August 1899. Ein Amulett aus Karneol, gekauft von Steuermann Jakob Petersen, 15 Mark." Dann fügte der Händler hinzu: „Seit diesem Tag liegt der Stein in meinem Kasten. Es ist kein Zweifel, daß es Ihr Vater war, der den Stein mir verkaufte."

„Was wollen Sie für den Stein haben?" fragte der Seemann.

Der Händler wehrte ab: „Nichts!"

Der Matrose schob das Amulett in die Tasche und verließ rasch, beinahe flüchtend den Laden. Ich sah durchs Fenster, wie er über die Straße rannte, dem Hafen entgegen, die rechte Hand in der Rocktasche vergraben.

Der Händler blickte sinnend in den Kasten, in dem er seine Amulette und Skarabäen aufbewahrte, und ließ ein paar Steine spielend durch die Finger gleiten. Ich schaute mich um, sah die tausend bunten Dinge aus den Reichtümern aller Länder und Völker der Erde, Dinge, die man aus dem Leben gerissen hatte und in dieser Rumpelkammer aufbewahrte, und ich glaubte, die Seele mit Unruhe gefüllt, geheime Fäden zu sehen, die von ihnen ausgingen zu den Menschen, denen sie einstmals gehörten.

Bildtelegraphie und Fernsehen.

Von Georg Schmitz, Steglitz.

Nie sind aus dem Hexenkessel der Technik die Erfindungen in so überraschender Fülle und Gestalt emporgestiegen wie zu unserer Zeit. Uralte Menschheitsträume werden Wirklichkeit, und Märchenwunder nehmen Gestalt an. Eben erst hat der Rundfunk Stimme und Ohr millionenfach verstärkt, und schon drängt im Gefolge der Bildtelegraphie ein neues Wunder ans Licht, das noch überraschender, noch phantastischer ist: das Fernsehen. Unser Auge soll nicht mehr an die Gegenwart der Dinge gebunden sein, um sie wahrnehmen zu können, sondern ihr Abbild, getragen von den Wellen der Elektrizität, soll vor uns erscheinen, über Länder und Meere und jegliche Entfernung hinweg. Schon sind in physikalischen Laboratorien die ersten erfolgreichen Versuche durchgeführt worden, und das Problem, um das sich die Erfinder jahrzehntelang vergeblich bemüht haben, darf als gelöst betrachtet werden, wenn seine Übertragung in die Praxis auch noch eine Weile auf sich warten lassen wird. Im Grunde genommen handelt es sich beim Fernsehen ja um das gleiche Verfahren, das auch bei der elektrischen Bildtelegraphie Verwendung findet, nur daß hier die Übertragung verhältnismäßig langsam vor sich gehen kann, während sie beim Fernsehen tatsächlich im Augenblick erfolgen muß.

Bau und Einrichtung eines Bildtelegraphen lassen sich am besten an einem jener alten Edison-Phonographen klarmachen, die nicht wie die heute gebräuchlichen mit einer Platte, sondern mit einer Walze ausgerüstet sind. An der Sendestelle denke man sich auf eine solche Walze das zu übertragende Bild, an der Empfangsstelle einen photographischen Film aufgespannt. Beide Walzen müssen sich mit der gleichen Geschwindigkeit drehen, was durch besondere elektrische Einrichtungen, die durch Stromstöße gesteuert werden, erreicht wird. Die Nadel des Phonographen denke man sich durch

die Spitze eines feinen Lichtstrahls ersetzt, der nun, langsam an der Walze vorbeigeführt, das Original in engen Schraubenlinien abtastet. Das Original besteht aus helleren und dunkleren Stellen, und je nach der Helligkeit dieser Stellen wird der Lichtstrahl mehr oder weniger reflecktiert werden: reines Schwarz verschluckt ihn völlig, reines Weiß reflektiert ihn am stärksten, und zwischen diesen Polen ist jede Abstufung zwischen Hell und Dunkel möglich. Um das Bild elektrisch übertragen zu können, ist es nötig, diese Lichtschwankungen in Elektrizitätsschwankungen zu übersetzen. Das geschieht mit Hilfe sogenannter elektrischer Zellen. Eine solche Zelle besteht entweder aus Selen, einem schwefelähnlichen Stoff, der die Eigenschaft hat, den starken Widerstand, den er im Dunkeln dem Durchgang elektrischer Ströme entgegensetzt, mit zunehmender Belichtung zu vermindern, oder aus einem luftleeren Glasgefäß ähnlich unseren Glühbirnen, in das in geringem Abstand voneinander zwei Drähte eingeschmolzen sind, von denen der eine aus Alkalimetall besteht. Dieses hat die Eigenschaft, je nach der Stärke der Belichtung, der es ausgesetzt wird, mehr oder weniger Elektronen, also kleinste elektrisch geladene Atomteilchen, auszustrahlen, also dem elektrischen Strom eine breitere oder schmälere Brücke zu bauen, über die er seinen Weg von dem einen Draht zum andern nehmen kann.

An der Empfangsstelle müssen diese elektrischen Stromschwankungen wieder in entsprechende Lichtschwankungen verwandelt werden, um als solche den lichtempfindlichen Film auf der Walze des Aufnahmeapparates mehr oder weniger zu schwärzen. Professor Korn, der verdienstvolle deutsche Pionier der Bildtelegraphie, hat das dadurch ermöglicht, indem er den Strom durch ein in einem Magnetfeld aufgehängtes Metallplättchen gehen läßt, das wie eine Blende in den Kegel eines an der Walze des Aufnahmeapparats langsam vorbeiwandernden Lichtstrahls gesetzt ist. Je nach der Stärke des durchgehenden Stromes wird das Metallplättchen, also die Blende, mehr oder weniger aus seiner Ruhelage abgelenkt und gibt damit dem Lichtstrahl den Weg frei. Da die Entwicklung der Bildtelegraphie dahin drängt, die Übertragungsgeschwindigkeit möglichst zu steigern, hat man neuerdings diese mechanische und daher dem Trägheitsgesetz unterworfene Vorrichtung durch eine andere ersetzt, die masselos und damit trägheitsfrei ist, also jeder beliebigen Geschwindigkeit zu folgen vermag. Es ist dies die sogenannte Caroluszelle, benannt nach ihrem Erfinder Dr. Carolus in Leipzig. Ihre Konstruktion beruht auf der eigentümlichen physikalischen Erscheinung, daß die Doppelbrechung polarisierten Lichtes sich in geeigneten, zwischen die Pole eines Stromkreises gebrachten Flüssigkeiten entsprechend der Stromspannung ändert. Mit Hilfe dieser Caroluszelle haben in jüngster Zeit zwischen dem Physikalischen Institut der Universität Leipzig und dem Berliner Laboratorium der Telefunkengesellschaft auf drahtlosem Wege Übertragungsversuche stattgefunden, die zu erstaunlichen Ergebnissen geführt haben. Die Übertragung eines Bildes von 10×10 Zentimeter Größe gelang in 20 Sekunden, obgleich dabei der Strom nicht weniger als 250 000 mal seine Intensität zu ändern hatte. Mit Hilfe dieses Verfahrens würde es möglich sein, das originalgetreue Abbild eines Briefes oder eines Dokumentes von 150 Worten in 5 Sekunden über den Ozean nach Amerika zu schicken, also schneller, als ein gewöhnliches Telegramm gleicher Länge befördert werden kann. Dieses Beispiel zeigt deutlich, welche Möglichkeiten die Bildtelegraphie über die Übertragung von eigentlichen Bildern hinaus, die manchem als eine entbehrliche Errungenschaft scheinen könnte, dem Nachrichtenverkehr eröffnet.

So erstaunlich und schier unbegreiflich die Geschwindigkeit der Übermittlung bei der Bildtelegraphie auch schon ist, für das Fernsehen reicht sie bei weitem noch nicht aus. Denn hierzu würde es nötig sein, das Bild, dessen 250 000 Elemente zwischen Leipzig und Berlin in fünf Sekunden übertragen worden sind, in etwa einer Zehntelsekunde im Empfänger sichtbar zu machen. Da ein Lichtdruck nur für die Dauer einer Zehntelsekunde im Auge haftet, müßte auch das letzte Element des Bildes in dieser Zeit reproduziert sein, also bevor noch der Eindruck des ersten im Auge erloschen ist. Bei lebenden Bildern müßte jedes Element sogar mindestens zehnmal in der Sekunde abgetastet, übermittelt und wiedergegeben werden. Das wären 2 500 000 Elemente in der Sekunde, deren Helligkeitsschwankungen in ebensoviele Schwankungen des elektrischen Stromes und aus diesen wieder in Helligkeitsschwankungen verwandelt werden müßten. So unvorstellbar solche Geschwindigkeiten für uns auch sein mögen, die Erfinder, die den Weg der Entwicklung kennen, schrecken sie nicht. Noch vor ein paar Jahren hielt man eine Übertragung von 2500 Lichtwechseln in der Sekunde für die Grenze des Erreichbaren und war glücklich, als die Übermittlung eines Bildes in der Größe von 10:10 Zentimeter in neun Minuten gelang. Noch ein Schritt wie der von damals bis heute — und das Fernsehen ist Wirklichkeit geworden.



Bunte Chronik



*** Aufhebung eines alten Moskauer Klosters.** Das Strastny-Kloster in Moskau ist von der Sowjetregierung zu weltlichen Zwecken beschlagnahmt worden. Die bisher dort noch verbliebenen Nonnen wurden ausgesiedelt. In den verschiedenen Gebäuden des Klosters werden Sowjetinstitutionen untergebracht werden, ein Teil der Räumlichkeiten wird den Angestellten dieser Institutionen zu Wohnungszwecken eingeräumt.

*

*** Ansiedlung der Zigeuner in Sowjetrußland.** Die Sowjetregierung will den Versuch machen, die Zigeuner, die auch heute noch in großen Horden durch das europäische und asiatische Rußland streifen, anzusiedeln und seßhaft zu machen. Das Landwirtschaftskommissariat will den Zigeunern Land zu sehr günstigen Bedingungen anweisen. Es wird indessen bezweifelt, daß die Zigeuner ihr Nomadenleben freiwillig aufgeben werden, an welches sie seit Jahrhunderten gewöhnt sind.



Rätsel-Ecke



Kreuzworträtsel.

4	1	2	3	4	■	■	■	5	6		7	
3						■	6					
		■	15			■	7			■		
2		9	■		■	10	■		■	8		
1				■	11		12	■	9			
■	12		■	13		■	14	14	■	10		■
■	■	■	17		■	■	■	24		■	■	■
■	18	22	■	22	15	■	16		■	21	27	■
25				■	23	17		■	32			
26			■	23	■		■	25	■	31		
		■	19		24	■	20		26	■		
27						■	29					
28					■	■	■	30				

Von oben nach unten: 1. Die blauen Jungens. 2. Chemisches Zeichen für Zinn. 3. Einer von dem berühmten schnoddrigen Berliner Witzblattpaar. 4. Weiblicher Vorname. 5. Edelmetall. 6. Bergwiese. 7. Wenn einer nichts mehr hat. 8. Griechische Göttin der Betörung. 9. Lateinischer Gott. 10. Chinesischer Name. 11. Abkürzung bei der Addition. 12. Japanisches Wegemaß. 13. Teil am Segelschiff. 14. Skandinavische Münze. 15. Abkürzung für ein Maß. 16. Wovon jeder eins, der Brave aber zwei kriegen soll. 17. Spielkarte. 18. Person aus den orientalischen Märchen. 19. Rumänische Münze. 20. Nebenfluß der Kama (Rußland). 21. Solbad im Regierungsbezirk Kassel. 22. Arabische Bezeichnung für Sohn. 23. Was die Frau in der Ehe dem Manne gegenüber ist. 24. Sibirischer Fluß. 25. Mädchenname. 26. Aegyptische Gottheit. 27. Schuleinteilung.

Von links nach rechts: 1. Erdgeist. 2. Wintervergnügen. 3. Moliereſcher Bauer, der durch Heirat einer Adligen in Verlegenheit gerät. 4. Vogel. 5. Italienischer See. 6. Mittel gegen die englische Krankheit. 7. Stadt in Bayern. 8. Bier. 9. Schmale Uferverbindung. 10. Note. 11. Englische Adelsbezeichnung. 12. Hebräische Gottbezeichnung. 13. Aegyptischer Sonnengott. 14. Priesterin der Hera. 15. Nebenfluß des Neckar. 16. Persönliches Fürwort. 17. Eselruf. 18. Dreizehiges Faultier. 19. Volk in Hinterindien, besonders Siam. 20. Griechische Insel. 21. Plattdeutsches Wort für auch. 22. Flächenmaß. 23. Monat. 24. Diphtong. 25. Spanischer Feldherr. 26. Biblischer Name. 27. Das Schönste in weißer Schale. 28. Schieferiges Gemenge. 29. Blume. 30. Worauf man nicht geraten soll. 31. Erquickung für den Körper. 32. Fluß in Thüringen. Die Ecken ergeben einen Mädchennamen.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.